

8) Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Das Angebinde.

Am anderen Morgen war mein erster Gedanke das Buchzeichen. Und merkwürdigerweise war es mir jetzt ganz klar, daß ich Hans die Buchstaben nicht geben würde. Ich konnte ihm ja andere, weniger hübsche machen. Die wiederholte Besichtigung des Kunstwerkes befestigte in mir ein bestimmtes Vorhaben.

In der Schule konnte ich kaum die Zeit der Vormittagspause erwarten. Während die anderen Schüler hinausstürmten, machte ich mir mit meinen Schulsachen zu schaffen. Sobald ich allein war, schlich ich behend wie ein Dieb nach Margrittens Bank hinüber, langte ein Buch hervor und steckte mein Angebinde zwischen die Blätter, jedoch so, daß es ein wenig hervorguckte.

Die heimliche Schenkung hatte vorläufig noch keine Folgen, wie oft ich auf Margrittens Gesicht verstohlen Musterrung hielt. Aber etwas anderes geschah an diesem Morgen, was mein Herz mit Stolz und Wonne erfüllte: Margritte schob mir durch eine Mitschülerin ihren Aufsatz zum korrigieren herüber. Es lag ein Papierstreifen zwischen den Heftseiten, darauf hatte sie mit Bleistift geschrieben: „Wenn Du alle Fehler findest, ein Apfel.“

Der Apfel ärgerte mich zwar zuerst ein wenig. Aber das war bald vergessen. Ich durchlas das sauber geschriebene Aufsäßchen, indem ich jedes Wort mit ängstlicher Genauigkeit prüfte. Die zwei Fehler, die ich fand, verbesserte ich leicht mit Bleistift. Dann schrieb ich auf den Papierstreifen: „Den Apfel will ich nicht“, und ließ das Heft wieder an seine Eigentümerin zurückgehen. Hans Kinsperger, der gerade hinter mir saß, zapfte mich verstohlen und fragte, was auf dem Bettel gestanden habe.

„Nichts Wichtiges,“ erklärte ich ausweichend. Für mich dachte ich: Selt, wenn Du auch korrigieren könntest!

Nach der Schule fragte Hans nach den Buchstaben. Ich versuchte, unbefangen in seine Augen zu sehen, aber es wollte mir nicht gelingen. „Heut abend werden sie fertig, oder dann morgen mittag.“

„Aber recht schön machen, gell!“

„In drei Farben. Sie sind schon vorgezeichnet,“ log ich frech hinzu. „Das ist ja das Schwerste.“

„Dann will ich sie mir nach dem Essen schnell ansehen.“

Ich war wieder in der Klemme. „Das geht nicht,“ sagte ich ganz bestimmt. Dann warf ich den Kopf etwas zurück. „Ich lasse keine Zeichnung sehen, bis sie ganz fertig ist.“

Gern wäre ich weiter gegangen, denn ich meinte immer, Hans müsse es mir ansehen, daß ich ihn betrogen habe. Aber er gab mich nicht frei. Vorsichtig blickte er sich um und sagte dann in befehlendem Tone: „Du, Gideon — es darf dann aber niemand wissen, wer die Buchstaben gemacht hat! Sonst . . .“

Ich schaute ihn wieder unsicheren Blickes an.

„Wenn sie es aber doch merkt?“

„Wer, sie?“

„Hä — ich denke, Du wirst doch die Buchstaben einem Mädchen schenken wollen.“

„Ich kann damit machen, was ich will. Einfach, wenn Dich jemand fragt, so sagst Du, Du wissest nicht, wer die Buchstaben gemacht habe.“

Ich besann mich eine Weile und sagte dann mit wenig Sicherheit: „Nun freilich — das kann ich schon versprechen!“

„Also. Aber Wort halten!“

„Du auch!“

Damit ging jeder seines Weges. Ich konnte nicht froh werden über das, was ich getan. Das konnte kein gutes Ende nehmen. Ich wünschte das Bildchen sehnsüchtig in meine Hand zurück, dann wollte ich mir noch einmal alles gründlich überlegen. . . .

Am Mittag war Schulbeginn, als schon fast alle Kinder da waren, rief mich der Lehrer zu sich an das Pult. Kam nun das Schreckliche doch? . . .

„Sieh mich doch an!“ Der gütige Ton, mit dem der Lehrer das sagte, ermutigte mich ein wenig. Ich strengte mich aufs äußerste an, meine Armentsündermine los zu werden, hatte aber das Gefühl, es wolle mir das nur halb gelingen. Denn ich erwartete gar nichts anderes als ein Strafgericht wegen der Farbenschachtel.

„Du hättest Lust, in die Sekundarschule zu gehen, Gideon? Ist's nicht so?“

Ich bejahte unsicher. Die Tränen wollten mir in die Augen kommen.

„Gut, so will ich mit dem Herrn Pfleger reden. Vielleicht geht's, vielleicht nicht. Die Hauptsache ist: brav lernen.“

Nach diesen viel sagenden Worten entließ mich der Lehrer mit einer leichten Handbewegung. Ich taumelte an meinen Platz zurück, ohne ein Auge zu erheben.

Da rief er mich noch einmal zu sich.

„Ich habe noch etwas vergessen. Die Frau Gemeinderat Kinsperger hat sich über Dich beklagt, Du habest dem Hans dort seine Farbenschachtel stehlen wollen. Ich will's nicht hoffen.“

„Das ist ein Lug!“ beteuerte ich schnell. „Der Hans hat sie mir ja geliehen, ich muß sie ihm wieder zurückgeben.“ Ich wunderte mich selber, wo ich den Trost hernahm. Aber dort drüben in der vierten Bank saß ja Margritte, ich wußte, daß ihre hellen braunen Augen jetzt auf mich gerichtet waren, fragend, staunend: ist das möglich — ein Schelm wärest Du? Und nun hatte ich das Gefühl, sie komme näher und näher und sitze jetzt dicht hinter mir. . . .

Der Lehrer schaute sich nach Hans um. „Was sagst Du dazu, Kinsperger? Hat nun die Mutter recht oder der Gideon?“

Hans besann sich ein wenig. Mir erschien dieser Augenblick schrecklich lange. Wenn ich so dastehen müßte wie Schors Schwengeler, dann — dann konnte ich nachher nicht mehr leben. Dieser Gedanke stand klar und fest vor meiner Seele.

Da erklärte Hans unsicher: ja, es sei so, die Mutter habe es nur gemeint, er habe mir die Schachtel geliehen und ich müsse sie ihm wieder zurückgeben.

„Desto besser,“ sagte der Lehrer. „Du kannst jetzt an Deinen Platz.“

Ich sah Hans mit einem heißen Blick an. „Das will ich Dir nie vergessen!“ Klang es in meinem Herzen. —

Was hätte ich jetzt darum gegeben, wenn ich die zwei Buchstaben aus Margrittens Buch hätte zurücknehmen können! Ja, während der Pause wollte ich das ganz gewiß tun — wenn's dann nicht zu spät war!

Als ich nach einer Weile einen unsicheren Blick zu Margritte hinübergleitete, gewahrte ich mit Schrecken, wie Mina Stürler, in ihrem Schulbuch blätternd, ein fein ausgegacktes Buchzeichen in die Hände bekam, das sie mit freudiger Bewunderung von allen Seiten betrachtete. Jetzt ließ sich auch Margritte das kleine Kunstwerk zeigen, das sich in ihren zierlichen Fingern allerliebste ausnahm. Sie schaute wie fragend auf mich, ich mußte ihrem Blick ausweichen. So — der malst Du Buchstaben? . . .

Das Bildchen ging nun bei den Mädchen der Klasse von Hand zu Hand, bis der Lehrer auf die Störung aufmerksam wurde. Es gab ein strenges Verhör, das damit endete, daß Mina Stürler mit unsicherer Stimme gestand, es habe ihr jemand das Blättchen hinterwärts ins Buch gelegt. Dabei ließ sie einen verlorenen Blick zu mir herübergleiten.

Der Lehrer betrachtete meine Arbeit übelwollend. „Natürlich, das ist wieder etwas vom Maler! Hast Du die Farbenschachtel deshalb entlehnen müssen? Besser wäre, Du liehest derlei Firtlesanz für immer bleiben und würdest dafür die Zeichnungen, die ich Dir aufgabe, besser machen. Ganz abgesehen von dem sträflichen Unfug“ — und nun hatte er sich schon in Hitze geredet — „von dem sträflichen Unfug, den ich ein für allemal nicht leiden will in meiner Schule! Wer! Dir das! Das ist der Anfang vom Ende, wenn solche Säwengel schon in diesem Alter zu lieben anfangen!“

Damit warf er das Blättchen zu seinen Sachen auf den Tisch. „Du bleibst dann nach der Schule da,“ sagte er streng, doch immerhin etwas ruhiger. Ich will einmal mit Dir allein exerzieren.“

Ja — nur allein, nur allein! dachte ich. Dann fürcht' ich mich vor gar nichts. Da konnte er über mich herfahren nach Belieben. Wenn's nur niemand sah, niemand hörte! . . .

In diesem Augenblick hatte ich das Gefühl, Hans sei hinter mir aufgestanden, ich wagte es aber nicht, zurückzublicken und mich zu überzeugen. Da pläzte er auch schon in die Stille heraus, böse und eifrig: „Herr Lehrer, er hat mir die Malschachtel doch stehlen wollen!“

Der Lehrer biß sich auf die Lippen, bald auf mich, bald auf Hans blickend.

„Warum hast Du denn vorhin das Gegenteil behauptet?“ herrschte er ihn an.

Hans wurde unsicher. „Ich — ich — — er hat mich verbarmt . . .“

„So, so! Verbarmt hat er Dich! Und deshalb lügst Du Deinen Lehrer an? Vor der ganzen Schule! Wart, das müssen Deine Eltern wissen!“

Nun war er mit ihm fertig und wandte sich an mich, indem er dicht vor mich hintrat. „Ja, oder nein — hast Du die Farbenschachtel stehlen wollen?“

Ich merkte aus dem Ton seiner Stimme, daß er das schon bestimmt glaubte und daß er fast nicht mehr imstande war, sich zu beherrschen. Vor etwa drei Wochen hatte er den Johann Behr, der in Algenwirts Garten ein eingelegetes Rosenstämmchen durchschnitten haben sollte, just auf diese Weise gefragt. Sobald das Bekenntnis heraus war, hatte er den entsetzlichen Heulenden am Hosenboden aus der Bank und übers Knie gezogen, und den Meerrohrstock wie toll auf den gespannten Höslein tanzen lassen, solange bis die Frau Lehrer, von dem Geschrei erschreckt, heraufgekommen und ihn zur Besinnung gebracht hatte. Johann Behr hatte zwar nachher laut geprahlt, er habe gar nicht viel gespürt, er habe nur gebrüllt, um den Lehrer zu ärgern. Denn dieser schämte sich jedesmal, wenn die Frau heraufgekommen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Goldstadt. *)

Von Emil Ludwig.

I.

Die Geburt des Goldes.

Grau stieg und drohend in die Morgenröthe der ungeheure Ball zerriebenen Erzes, der einer Bastion gleich die Werke der Mine umlagerte. Es war, als wollte dies enträufelte Gestein treu seinem Herrn den Kreislauf neuer Förderung beschützen.

Das war eine der größten Minen. Auf einem riesigen Areal gelegen, mit mehr als zwöftausend Arbeitern, mit Beamtenwohnungen, Klubhäusern, Garagen, eine Stadt für sich wie unsere großen Eisenwerke.

Doch schon die Einsahrt war verschieden. Denn statt in einem breiten Lift senkrecht unter Tage zu fahren, wurden wir in schrägsteigende, offene Kästen, unseren Grubenhunden ähnlich, gefehrt und fuhren in rasendem Tempo auf schiefer Ebene ein, in einen Schacht von so gefährlicher Schmalheit, daß er die Mühe streifte. Die Minen, die das Ausgehende des schrägen Riffs auf ihrem Grunde haben, folgen natürlich mit ihren Schächten dem Einfall, also im spitzen Winkel. Nur wer das nicht hat, baut vertikale Schächte, so wie bei uns, um die Goldader zu erkrenzen.

Auf über tausend Meter Teufe stiegen wir aus. Man ist bis fünfzehnhundert vorgebrungen und da die Erdwärme hier viel langamer zunimmt als bei uns, hoffen die Ingenieure, die Abbaustollen bis zweitausend Meter hineinzutreiben. Von den Fortschritten der Technik hängt es ab, ob man das Gold erschöpfen kann, das hier „am Rand“ (des Hochplateaus, auf dem Johannesburg liegt) mit leidlicher Sicherheit auf achtzig Milliarden Wert in Markt berechnet wurde.

In den Gängen, die sich von unseren Kohलगängen kaum unterscheiden, überrascht mich zuerst die offenen Kerzen, die bei uns bei Todesstrafe verboten sind, und ich genos das Unerhörte, unterm Tage rauchen zu dürfen.

(In diesem glücklichen Lande sind sogar die Kohlenminen frei von schlagenden Wetter.)

Aus hintergründigen Gängen, die im Dämmer verschwinden wie Höhlen gefährlicher Drachen, kommen die Wagen mit dem Gestein heran. Aber hier gibt es keine Pferde wie bei uns. Hier

ziehen und stoßen die Schwarzen. Ich dachte zurück an die tragische Erscheinung der Pferde, die, einmal unter Tage gekommen, erst nach Jahren, wenn sie der Grubenluft erlegen, heraufgeschafft werden, zum Verscharren. Kommt aber das kranke Tier vorher ans Licht, dann ist es im Innern der Erde erblindet.

Bald wird alles enger, die Schienen hören auf. Zwischen stürzendem Gestein zwingen wir uns durch einen Ramin von weniger als Meterbreite aufwärts. Plötzlich stehen wir in einem hohen, dämmerigen Steinraum, der ist an wenigen Stellen sehr matt erhellt. Ist es nicht, als ständen wir auf der Bühne und säßen in das opalschimmernde, hohle Halbrund eines kleinen, sehr engen Theaters? Dort hängen die Notlampen. Schatten bewegen sich davor. Allmählich unterscheide ich drei Schwarze, nach, vor dem grauen Felsen. Halb hängen sie, halb zwingen sie sich zwischen vordringendes Gestein, um festzustehen. In gleichen Pausen schlagen sie mit dem Hammer auf die Stange, die sie in ihrer ganzen Länge ins Gestein jagen müssen. Um drei Uhr muß es fertig sein, dann wird gesprengt. Sie bohren in den schmalsten Flözen, wohin keine Maschine mehr vordringt. Plötzlich rattert dicht neben mir die Bohrmaschine los, ein weißer Miner führt sie. Ich sehe etwas blihen. „Ist das Gold?“ — „Nein, das ist Schwefelkies, das ist wertlos.“

Wir gingen und kletterten eine Stunde lang. Ich hatte geglaubt, zwischen so mannigfachen Anstalten irgendwo Gold zu sehen und fragte schließlich etwas ungeduldig: „Where is the gold?“ (Wo ist das Gold?) Der Führer beleuchtete die Felsenwand und wies auf eine dunklere Ader von Fußbreite. „Das ist die goldführende Ader.“ Ich sah, daß es unmöglich wäre, diese Ader allein wegzuprengen, aber ich hörte, daß bei äußerster Vorsicht, nur ein Drittel mehr als die Ader abgesprengt wird. Wieder raste der schräge Wagen nach oben. Bald blendete das Licht des Tages. Die Schwarzen, die ihre Schicht beendet hatten, trugen nun Kleider. Bei ihrer Ankunft oben wurden alle flüchtig abgetastet. Ich fragte: „Warum sieht man nach, ob sie Gold gestohlen haben?“ Es ist ja gar keins da unten zu greifen! Mürrisch sagte der Führer: „Nicht nach Gold, sondern nach Kerzen.“ — Mir stieg eine Kühle ans Herz.

Wir erkletterten die Halle, in die das geförderte Quarzgestein gehoben wird. Glatt rasiert und in Ketten standen ein paar hundert gefangene Kaffern am langen Tisch, wo auf bewegten, unendlichen Bändern Stücke Gesteins heranliefen. Wie ein Drache kam das Band ohne Ende aus einer dunklen Höhle hervor. Mit schlafwandlerischer Sicherheit warfen die schwarzen Verbrecher das taube Gestein heraus (eben jenes unnütz geförderte Drittel), warfen es in Trichter, von wo es auf die Halde geleitet wurde. Diese tauben Steine müssen dienen, sie werden ordentliche Pflastersteine, sie werden Straßen.

Aber alles andere Gestein wird zertrümmert, wird Pulver, Asche, Staub, weil jeder Stein verdächtig ist, Wert zu enthalten. Nießige Komplexe hoher Häuser bergen diese Batterien. Das furchtbare Getöse von ein paar hundert Mörsern macht die meisten Arbeiter hier, wo kein Staub mehr die Lungen schädigt, allmählich taub. In langen Reihen arbeiten die stählernen Stempel, zermalmen das Gestein mit hartnäckiger Ruhe, in einem durchwässerten System von Sieben, Maschen, Trichtern. Die Mörser stampfen, die Rollen rattern, die Steine knirschen. In offenen Kanälen rollt Tag und Nacht eine Flut schlammigen Wassers über das graue Gestein, das hier auf Ruhgröße gebracht wird.

Ich schreibe, da in dem Getöse kein Wort verständlich wird, auf einen Zettel meine kategorische Frage: „Where is the gold?“ (Wo ist das Gold?) Als Antwort weist der Aufseher in den Schlamm.

Wir kommen in neue Hallen, in die durch ein Netz von Uebertragungen die nutzgroßen Steine geleitet, nun zu Pulver, zu Staub zerrieben und unter Wasser auf schräge, schüttelnde Tische gebracht werden, die mit Quecksilber bestrichen sind: Hier fließt der Gesteinstaub ab, der Goldstaub verbindet sich zu Amalgam, unsichtbar.

Und hier beginnt der Diebstahl. Wohl sind die Tische durch Netze verschlossen, aber da kommen zwei Weize, schließen auf und schrubbren mit gewöhnlichen Handbesen das Quecksilber ab.

Ich denke: Nun ist es so nahe, fast ist es geboren, aber da ich nichts blihen sehe, frage ich wieder: „Where is the gold?“ Ein Herr, der als Vertrauensmann in einem kleineren Raume wirkt, hält mir zur Antwort lachend eine dicke, graue Stange hin. Kaum daß ich sie heben kann: es ist das Gold-Amalgam. Darauf legt er die Stange in eine Pfanne, öffnet einen Ofen, schiebt die Pfanne in einen zylindrischen Raum. Dann zeigt er uns hinten am Ofen ein Rohr und erklärt, wie nun nach fünf Stunden das ganze in den Stangen enthaltene Quecksilber verdampft und, wieder flüssig gemacht, hier abtropfen würde. Was aber in der Pfanne bleibt, ist reines Gold. Ich rufe: „Goddam! I want to see the gold!“ (Verflucht, ich möchte das Gold sehen!) Der Herr lacht wieder, verdröset mich auf ein anderes Schmelzwerk und bringt uns ins Automobil.

Vor einer Wirrnis von Treppen, Gerüsten, Behältern, Kanälen steigen wir aus. Nur sechzig Prozent des Goldes hat das Quecksilber freigemacht. Hier werden noch einige dreißig herausgezogen. Wir winden uns durch eine Stadt von Hallen, Weibern, Trichtern, Sandbergen, Wässern: hier wird der gesamte Gesteinstaub, der von den Quecksilbertischen abgelassen, mit Zyanit behandelt, das nun beinahe den ganzen Rest von Goldstaub anzieht. Wieder wird

*) Diese auf eigener Anschauung beruhenden Schilderungen aus Johannesburg (Südafrika) sind des Verfassers gleichnamigen Aufsatz in Nr. 4 der „Neuen Rundschau“ entnommen. Sie werden mit den früher erschienenen zusammen demnächst als Buch unter dem Titel „Die Reise nach Afrika“ bei E. Fischer herauskommen.

Gemisch das Zhanit vom Golde getrennt, der Staub getrocknet, und es heißt, nun sei alles zum Schmelzen bereit.

Meine Hartnäckigkeit ist hin, müde verschweige ich meine Frage, aber der Herr führt uns an eine Eisentür, schließt auf und zeigt uns in einem bunten Saale einen Haufen braunen Sandes. Mit der Bewegung eines Taschenspielers, der sein Kunststück generös erklärt, weist er auf den Sand und ruft triumphierend: „Doctor, that is the real gold! You will see the smaltwork at three!“ (Doktor, da ist das richtige Gold. Um drei Uhr werden Sie das Schmelzwerk sehen!)

Ich fühle mich geschlagen. Wir werden in einen Klub gefahren, wo ein liebenswürdiger Direktor bei einem langem Lunch die Schönheiten der Parvenü-Stadt preist. (Ich dachte an Alberich.) Nach drei Dränge ich zum Aufbruch. Das Zhanit-Gold wird nur einmal in der Woche geschmolzen.

In einer großen Halle, dem Schmelzwerk, steht ein eleganter Herr vor einem Hiesofen. Vier Schwarze bedienen ihn: einer sorgt für das Feuer, einer hält hoch auf Stufen einen Ofen bereit, zwei schleppen ein Ding herbei, das aussieht wie ein Helm. Es ist ein stählerner Behälter, gefüllt mit dem braunen Goldsand. Nun heben sie ihn in eine Art großer Eisenschere, der Herr gibt ein Zeichen, der Schwarze hebt von oben die Eisentür, Blut sprüht hervor. Aus dem Hintergrund des Ofens leuchtet es wie weiße Helme.

Vier schwarze Hände heben die Schere mit dem Helm an beiden Seiten auf und setzen ihn hinein. Eine andere führt der Herr in das Hölentor, ergreift damit einen glühenden Helm, sehr behutsam hebt er ihn heraus. Vor fünf Stunden wurde er mit Goldsand gefüllt hineingehoben.

Der Schwarze läßt die Tür herunter.

Ich trete so nahe, als es die Luft erlaubt. Selbst schimmert in dem Helm das Gold. — ein flüssiger Spiegel, vom Hauch der plötzlichen Kühle überweht. Nun kann ich mich darüber beugen. In dem Spiegel sehe ich hundert Köpfe, gedrängt wie die Engel auf einer alten Himmelfahrt: Schwarze mit stumpfen Augen, Weiße, mit geränderten Augen, mit schwerem Atem, Weiße mit rastlosen Mienen, mit gierigen Lippen, mit schnellem Atem. (Einer hat das Gesicht eines Fuchses.) Und aller Augen starren.

Wieder erglänzt der flüssige Spiegel unter der kühleren Luft. Mein Bild weicht zurück in die schwerflüssige Tiefe. Als es sich glättet, sehe ich in dem Spiegel hundert Köpfe von Königen aller Zeiten, in Rüstungen, in Spitzen, in Samt und Uniformen. Und aller Augen starren.

Noch einmal läßt der Wind das Bild zerrinnen. Dann blitzen hundert Frauen aus dem Spiegel, in allen Trachten, von jedem Alter, manche sind nackt. Und aller Augen strahlen.

Ein schwarzer Arm zieht mich zurück.

Inzwischen hat der Schwarze einen Eimer vor seinen Herrn gestellt, einen elenden Kücheneimer, von dem der Lad gesprungen. Der Herr nimmt den Behälter in seine Zange und schüttet das Ganze hinein. Die Könige und die Frauen hat er zerschüttert. Es sischt nur ein wenig. Nach drei Augenblicken hebt er das Erstarre aus dem kalten Wasser. Zwei Drittel sind schwärzlich, das ist Schlacke. Die untere Kuppel ist Gold.

Dies ist etwa die Ausbeute eines Tages. Hunderttausend Tonnen Erz wurden zersprengt, zwanzigtausend schwarze und weiße Hände arbeiteten, eine Stadt ist aufgebaut, damit dieser Klumpen geboren werde. Er glich durchaus jenem falschen Goldbarren, den mir die Detektive gezeigt. Der Herr schlägt mit dem Hammer die Kuppel ab, hebt sie auf die Waage, ruft und notiert: 3220 Pfund. Dann reichte er es mir herüber, ich hob es auf. Es war ein kalter Klumpen.

Napoleons deutsche Politik.

Von Kurt Eisner.

I.

Die Bemühungen Napoleons um die innere Gewinnung der Völker wurden nicht nur durch die privilegierten Stände auf alle Weise gehemmt, die die französische Gesetzgebung als demokratische Peste verabscheuten, sondern auch dort, wo das neue Recht im vollen Umfang in Kraft trat, wie in Westfalen, wurden die guten Absichten der Gesetze vielfach durch die deutschen Beamten durchkreuzt, die mit der Ausführung betraut werden mußten. Während die hohen französischen Beamten an der Spitze durchaus im Geiste der neuen Verfassung regierten, arbeitete die untere Exekutive häufig nach den Gewohnheiten und der barbarischen Willkür des alten feudalen Polizeistaats. So beklagt sich z. B. im Jahre 1809 der Präfekt des Fulda-Departements, daß die „hohe Polizei“ sich herausnahm, Dinen zu Gefängnisstrafen förmlich zu verurteilen und ihnen (wie bisher üblich war) einen „Willkomm“ von dreißig Rutenhieben erteilen zu lassen. Das sei ein unberechtigter Eingriff der Polizei in die Rechtsprechung der Tribunale erster Instanz. Freiherr v. Strombeck bezeugt, daß die Schaffung des Friedensrichters, der den Versuch hatte, in den Rechtsständen niederer Gerichtsbarkeit den Bauern ein väterlicher Berater, wie würden heute sagen „ein guter Richter“ zu sein, darunter litt, daß die mit dem Amt betrauten Personen nicht selten in der bisherigen brutalen Weise die Bauern behandelten.

Dergestalt gelangten die Reformen, soweit sie überhaupt bis zur Befestigung reiften, nicht zum vollen Ertrag ihrer Volkstümlichkeit und senkten ihre Wurzeln nicht so tief in die Herzen der großen Masse, daß daran jeder Versuch, sie wieder zu beseitigen, scheitern mußte. Um so freier konnten sich die Widerstände der aus den alten Privilegien Gestürzten organisieren. Die Fürsten vergaßen niemals, daß sie ihren Thron der Gunst eines Einzelnen und Unliebhabigen verdankten. Der Adel wurde durch die Beseitigung der Leibeigenschaft, noch mehr durch die Aufhebung der Steuerfreiheit und des Vorrechtes auf alle Ämter wirtschaftlich und gesellschaftlich deklassiert. Auch die bürgerlichen Besitzenden grockten wegen der Steuerlasten, die sich infolge der ewigen Kriege ständig erhöhten. Die Handwerker waren unzufrieden, soweit sie durch die Gewerbefreiheit ihre zünftlerische Monopolstellung verloren hatten. Und es waren doch immer nur noch die herrschenden Stände, deren Urteile und Beschwerden eine Zunge fanden und die öffentliche Meinung bestimmten. Gerade weil zum ersten Male der Deutsche Steuern nach der Leistungskraft diktiert erhielt, wurde das Jammern über den Steuerdruck allgemein; die große Masse, namentlich die bäuerliche, die zum ersten Male von taujendjährigem Steuerdruck entlastet wurde, blieb stumm. Und wenn die Bauern durch die allgemeine Wehrpflicht von dem furchtbaren Monopol ihrer militärischen Leibeigenschaft befreit wurden, so blieben die Seufzer der Erleichterung ungehört, während die Klagen der Bürgerjöhne, die jetzt auch die Waffen tragen mußten, um so lauter sich verbreiteten.

Die Völker empfanden nach dem Krieg ihre Mitwirkung an der Befreiung der Fürsten von Napoleon als Betrug. Aber was sie später besaßen, war noch mehr die Folge des Selbstbetrugs, als des Betrugs. Daß der Krieg nicht dem Unterdrucker, sondern dem Revolutionär Napoleon galt, das hätte den politisch denkenden Köpfen niemals zweifelhaft zu sein brauchen.

Es entspricht den geschichtlichen Tatsachen, wenn auch nicht alle Absicht Wirklichkeit ward, und man erkennt aus der bloßen Aufzählung der Reformen klarer als aus irgendeiner anderen Kunde, daß in Wahrheit mit der napoleonischen „Fremdherrschaft“ in Deutschland das Mittelalter aufhörte und ein neues Weltalter anhebt, und daß es keine ärgere Geschichtslüge oder Geschichtsunkenntnis gibt, als wenn man etwa, bei der Schilderung der Ausraubung Deutschlands durch Napoleon, auch beiläufig zugibt, daß ja mander alter Ruß beseitigt worden sei. Man lese diese bayerisch-ministerielle Darstellung aus der Zeit der „tieftsten Erniedrigung“: „Aus kalten Sümpfen und Mooren, aus verödeten Heiden, die sonst nur ein roher Sirt mit seinem Vieh durchstreift, sind ganze Dörfer und freundliche Wohnungen entstanden, aus traurigen Wäldern grüne Nuren, blühende Pflanzungen zwischen der Städte Mauern und alien Gräben, diese Denkmäler grauer Zwingherrschaft, die man unzuversen gestattet (1304), und feste Straßen, die sich allenthalben kreuzen, stattliche Brücken über gedämmte Ströme lassen den Reisenden deutlich genug erkennen, daß er in Bayern außerhalb den Bisfängen der Wälder sei. Unr aber dem besseren Fleiß das bessere Sein noch gewisser zu sichern, wurden die neuen Pflanzler auf 25 Jahre von Zehnten und Abgaben befreit, Mühlen- und Bierzwang allenthalben aufgehoben (1799, 1800) . . . der innere Handelsverkehr erleichtert (1802), eine allgemeine Verbindung zur Sicherung des Brandschadens gegründet (1799) . . . dem wüßigen Arbeiter wurde die Niederlassung und Heiratsbewilligung erleichtert (1808) . . . für die Kranken Hospitäler, den unglücklichen Wahnsinnigen ein Irrenhaus in München (1801), den Taubstummen eine Lehranstalt in Freising (1804), den Hebammen ein genügender Unterricht (1799), jedes Landgericht wurde mit einem besoldeten Landgerichtsarzt versorgt (1803), für die Landärzte eine eigene Bildungsanstalt gegründet (1808), der fühlbare Mangel einer Tierarzneischule (1810) erseht. In die Gefängnisse ist man hinabgestiegen, damit sie menschlich seien (1799), der Folter schreckliches Bekennnismittel hat man abgeschafft (1806) . . . Das Höchste sei zuletzt genannt. Die bürgerliche Freiheit ward uns aus den Händen des Ministers wiedergegeben. . . . Der Leibeigenschaft Gewebe ist zerrissen, in alle Teile des Reichs ein freier Zug eröffnet, unser Eigentum vor dem Bedrohen und gierigem Haschen der alten konfiszierenden Rechtswillküren gesichert, Religions-, Gewissens- und Druckfreiheit geheiligt, vor dem Gesetz und dem Richterstuhl aller Unterschied der Stände, alle Ebelmannsfreiheit und Gerichtsfronschaft aufgehoben, die Steuer auf alle Stände und Güter gleich verteilt und geregelt, die Vererbung aller veralteten Feudalrechte durch die Ablösung gestattet. Und damit diese unschätzbaren Aninodien unserer Menschenrechte nie mehr durch eine verwegene Hand angetastet oder ent Fremdet werden können, so sind sie in das Heiligum unserer Konstitution niedergelegt und aufgenommen worden.“

Es waren die Edelente, die sich am meisten von der Fremdherrschaft bedrückt fühlten. Freilich legten die unaussprechlichen Kräfte, die Napoleon in der Abwehr führen mußte, die Kriege, durch die England das europäische Festland aneinander rieb, den Staaten schwere Lasten auf. Und die Fürsten von Napoleons Gnaden, die sich in würdelosen Schmeicheleien und Treuschwüren gegen den Mächtigen überboten, unterließen auch nicht im Interesse ihrer Popularität die Verantwortung für Maßnahmen, die die Besitzenden Unterthanen kränkten, auf Frankreich zu schieben. Durch ein Steueredikt des Königs von Württemberg

auf dem Jahre 1812 wurde eine geradezu mustergültige Vermögenssteuer und zudem eine Steuer für die höheren Beamten und Pensionisten ausgeschrieben. Die Besteuerung der Amtseinkommen begann erst mit zweitausend Gulden, die Besteuerung der Vermögen wurde auf den niederen Stufen auf je hundert Gulden (nach Abzug der Schulden) mit dreißig Kreuzern belastet; der Satz stieg bei mehr als zehntausend Gulden auf fünf und vierzig Kreuzer, bei mehr als fünfzigtausend Gulden auf einen Gulden, bei mehr als hunderttausend Gulden auf einen Gulden und dreißig Kreuzer. Solche Progressionen war man weder vorher noch nachher gewöhnt, wo der Grundsatz galt, daß die Steuern auf die sozial Schwächsten abgewälzt werden. Dieses Steuerrecht mußte auf die Besitzenden höchst aufreizend wirken, und mit Zug beschwerte sich Napoleon bei dem König, der der Schwiegervater Jeromes war, daß er durch das Edikt die Mißstimmung auf Frankreich habe ablenken wollen, das doch weit größere Verluste habe als Württemberg. Diese besitzenden Steuerzahler wurden natürlich dann Patrioten gegen die Fremdherrschaft, ebenso wie die Großkaufleute, die durch die Kontinental Sperre litten; Zusammenbrüche einzelner Handelshäuser haben später wesentlich zu den Ausbrüchen nationaler Leidenschaft beigetragen.

Aber die große Schicht der Gebildeten, der Gelehrten und der Beamten priesen noch später diese Zeiten freien Vermögens, mit ihrer frohen Tätigkeit auf allen Gebieten der Wirklichkeit, des Schul- und Bildungswesens, der Rechts- und Sozialreformen, als die glücklichste Zeit ihres Lebens, und keineswegs nur die Juden und jüdischen Literaten, die in der kurzen Zeit der Franzosenherrschaft als gleichberechtigte Menschen geachtet wurden; bis zum heutigen Tage ist in Deutschland diese Gleichberechtigung des Judentums für alle Tätigkeiten und Ämter nicht wieder gewonnen worden. Für die breiten Massen aber war es die Zeit der Erlösung. Während der Zeit der französischen Okkupation wurden die besitzlosen Klassen der Städte zum erstenmal durch Erzwingung niedriger Getreidepreise von dem Wucher des Getreideadels befreit. Diebstahl und Bestechung, Verschleuderung von öffentlichen Mitteln war im achtzehnten Jahrhundert durchweg bürokratische und diplomatische Sitten, an der auch die höheren Offiziere teilnahmen. Napoleon war überall bemüht, auch in dieser Hinsicht die Staatsidee gegen die privaten Eingriffe zu verteidigen und die Integrität der öffentlichen Funktionen zu erzwingen; freilich vielfach ohne Erfolg, gerade in diesem Zeitalter, da in dem Umsturz alles Bestehenden die bedrohten Interessenten Ströme Goldes in willige Taschen fließen ließen.

Aus dem System Napoleons folgt, daß es ihm durchaus nicht um die Vergrößerung Frankreichs zunächst zu tun war. Die innere und innerliche Einheit sonst selbständiger Staaten war das Ziel seiner Politik. Wenn er 1810 das Rheinbundsgebiet geriss und die Mündungen der großen deutschen Flüsse, die Hansastädte, Frankreich einverleibte, so tat er das unter dem Zwang jener wirtschaftlichen Westpolitik gegen England, zur strengeren Durchführung der Kontinental Sperre, bei der ihm die befreundeten Mächte im Stiche ließen. Das Versagen dieser Kontinentalpolitik, dieses in der Idee gewaltigen, aber in der Durchführung unmöglichen Mittels, ließ das System Napoleons verbluten. Der umfassende Schmuggel durchkreuzte die Absichten, und Napoleon selbst mußte schließlich durch das System der Lizenzen aus finanziellen und wirtschaftlichen Gründen die Sperre durchbrechen. Die Geschichte der Wirkung der Kontinental Sperre für Deutschland ist noch nicht geschrieben worden. Aber Einzeluntersuchungen haben gezeigt, daß sie die Industrie ausblühen ließ, deren Anfänge bisher von der englischen Konkurrenz jedesmal im Keim gleich zermalmt wurden. Die sächsische Textilindustrie nahm in dieser Zeit ihren ersten Aufschwung, und selbst der Handel, der zunächst geschädigt wurde, entfaltete sich vielfach gerade unter dem Schutz des Kontinental Systems. Hamburg emanzipierte sich damals von der englischen Abhängigkeit und gewann die Grundlage für die Entwicklung zum Welthafen.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Neue Aufklärungen über die Schlafkrankheit. Die Entdeckung, daß die Tsetsefliege (Glossina palpalis) durch ihren Stich den Keim zur Schlafkrankheit von Tieren auf den Menschen überimpft, war von außerordentlich großer Bedeutung, denn die Verfolgung dieser Insekten gibt nun ein ganz sicheres Mittel in die Hand, gleichzeitig die Gefahr der Schlafkrankheit herabzubrüden. Nunmehr ist der nicht weniger wichtige Nachweis erbracht worden, daß diese Stechfliegenart nicht die einzige ist, die so bedenklich wirken kann. Zuerst ist im südafrikanischen Gebiet von Rhodesia der Verdacht aufgetaucht, daß auch eine andere Art derselben Insektengattung, die Glossina morsitans, mit ihrem Stachel den Erreger der Schlafkrankheit zu übertragen vermöchte. Weitere Nachforschungen haben diese Vermutung in überaus hohem Grade bestätigt, und zwar auch in anderen afrikanischen Gebieten, zunächst in dem an Rhodesia grenzenden Katanga. Jetzt kommen noch Beobachtungen in Deutsch-Ostafrika hinzu, wo nach einem Bericht des

„Archivs für Schiffs- und Tropenhygiene“ der Stabsarzt W. Fischer unangreifbare Beweise dafür gefunden hat, daß die Schlafkrankheit auch von der anderen Art der Tsetsefliege verbreitet wird. Der Forscher hat sich zu diesem Zweck auch des Experiments bedient, indem er 1400 dieser Fliegen mit schlafkranken Affen zusammengebracht hat. Später wurden die Insekten dann auf gesunde Affen losgelassen, und wenigstens in einigen Fällen kam eine Übertragung der Krankheit zustande. Möglicherweise sind noch mehr als diese beiden Arten der Gattung Glossina zur Überimpfung des gefährlichen Krankheitskeims befähigt, und ehe ihre Untere nicht vollständig enthüllt worden sind, wird eine vollkommene Bekämpfung der Seuche nicht möglich sein.

Sprachwissenschaftliches.

Vom Fußballspiel. Obgleich das Fremdwort besonders läppig im Sportleben wuchert, ist unsere Muttersprache doch in den letzten Jahren auf zwei Sportgebieten zu der ihr gebührenden Ehre gekommen: bei der Laffahrt und beim Fußball. Hier und da frönen zwar noch heute Fußballspieler der alberten Engländer aus alter Gewohnheit; auch dort, wo dem Knabenalter kaum entwachsene junge Leute unter sich Fußball spielen, stößt man noch gelegentlich auf tolle Nachäffung englischen Wesens; im allgemeinen hat aber der Gebrauch deutscher Ausdrücke beim Fußballspiel so zugenommen, daß dieser Fortschritt freudig anerkannt werden muß. Auch die Namen der Vereine offenbaren den Fortschritt. Man traut seinen Augen kaum, wenn man aus den Verträgen erfieht, daß das vor 20 Jahren vielen unersetzlich erscheinende goal verschwunden ist. Wie kräftig sein Ursprung, das Tor, im Sprachgebrauch des Fußballspielers schon Wurzel geschlagen hat, lehren uns die vielen mit ihm gebildeten Zusammensetzungen, wie: Torwächter und Torwart, torloses Spiel, Torsturz, Torzahl, Segentor, Ehrentor. Die Fußballspieler haben mit ihrer reindeutschen Fachsprache den großen Vorteil erzielt, daß auch der Laie ihre Spielberichte versteht, in denen er etwa liest: Eine deutsche Elf kämpfte mit einer englischen Elf; nach Halbzeit (auch: nach der Pause, nach dem Wechsel) gewann die Leipziger Mannschaft ein drittes Tor; der linke Läufer bewirkte einen Elfmeterball durch unabsichtliche Hand; bei dem Wettkampfe befand sich die Hamburger Mannschaft in bester Verfassung, sie zeichnete sich auch durch anständiges Spielen aus.

Luftfahrt.

Von der endgültigen Form der Flugmaschine. Das ist das Thema einer Umfrage, die die „Annales“ bei einer Reihe der bekanntesten Flieger veranstaltet hat. Wir die Zukunft des Flugzeuges zu einer radikalen Aenderung der bisherigen Form führen, oder wird das Ziel durch allmähliche, das Prinzip nicht berührende kleine Verbesserungen erreicht werden? Blériot glaubt an eine langsame, schrittweise Entwicklung: „Es gibt in der Zukunft keine radikale Umwandlung, sondern schrittweise Verbesserungen, die das Flugzeug von heute mit der Zeit befähigen wird, ein Endziel zu erreichen.“ Der bekannte Marineleutnant Conneau, dessen Fliegername Beaumont berühmt geworden ist, neigt einer anderen Auffassung zu: „Nein.“ sagt er und fügt hinzu: „Leider! Das heutige Flugzeug kann nicht als die endgültige Form der Flugkunst angesehen werden. Im Gegenteil; es wird darauf ankommen, ein viel überlegeneres Äquivalent zu finden, um das Flugzeug wirklich für alle praktisch brauchbar zu machen. Heute ist es eine Hilfe ersten Ranges für die Armee und die Marine. Aber der Apparat ist noch heute für den, der ihn bestiegt, zu gefährlich. Selbst eine Maschine, die ungerbrechlich wäre, bedürfte zu ihrer Führung eines Spezialisten, und selbst diese Sachleute lernen oft Befürchtungen kennen, die durch Unfälle nur allzu häufig gerechtfertigt werden.“ Garros erwartet die Zukunft vom Motor, „die Flugkunst ist, was der Motor ihr sein ermöglicht.“ Der Flieger Wehmann betrachtet das heutige Flugzeug als eine „embryonale Form und ist überzeugt, daß die Flugmaschine eine radikale Umformung erleben wird, um ihren Endzweck zu erreichen. In ihrer jetzigen Form bietet sie schwere Mängel, die in ihrem Prinzip beschloffen liegen.“ Dagegen glaubt Farman an eine schrittweise Weiterentwicklung der heutigen Form; die Flugflächen und die Motore würden immer bleiben müssen: „Ich glaube an die Evolution und nicht an die Revolution.“ — Pessimistischer äußert sich der berühmte Flieger Tabuteau: „Wenn die Flugkunst bei den jetzigen Apparaten beharrt, wird es ihr Schicksal werden, wieder zu verschwinden, ausgenommen für militärische Zwecke. Die jetzigen Apparate sind, wenn sie gut fliegen, sehr gebrechlich, und wenn sie widerstandsfähig sind, fliegen sie schlecht. Zumeist mehr scheint man die Konstruktion auf schnellfliegende Apparate zu orientieren: auf die gefährlichsten von allen. Ich glaube nicht mehr an die Zukunft der Flugkunst; es sei denn, sie verbünde sich mit Apparaten, die von den jetzigen ganz verschieden sind.“ Bedrines weicht einer Antwort aus, während Dregé der Meinung ist, daß die heutige Formel endgültig sei, aber noch in den Einzelheiten großer Verbesserung bedürfe.

Nachdem wir sprechen sich die französischen Flieger gegen die Idee aus, Flugzeuge mit beweglichen Flügeln zu konstruieren und auf technischem Wege gewissermaßen den Vogelflug nachahmen zu wollen. „Der Apparat mit schlagenden Flügeln ist eine Utopie“, meint Daurcourt, „man soll die Natur nicht slavisch nachahmen wollen, denn sie bleibt unerschafflich.“